



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Stern, Selma: Die Friedensziele von 1815

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

ausgleichende Gerechtigkeit, sie wird nicht zögern ihr Wort zu sagen, wenn die Stunde gekommen sein wird. Weil wir in diese Gerechtigkeit unser volles Vertrauen setzen, sind wir nach dem ersten Freudenrausche über den schnellen Siegeszug unserer Heere still und erwartungsvoll geworden, aber nicht verzagt und kleinlaut, wie unsere Gegner glauben machen wollen. Wir haben, wohin auch immer wir blicken, das voraus, daß wir in diesem ersten Kriegsjahre siegreich geblieben sind. Es rückt sich uns heute schon die Gewißheit zukünftiger deutscher Größe vor die Augen, weil wir nirgends gefehlt und den uns aufgezwungenen Umständen gemäß ehrlich gefochten und gehandelt haben. Wir werden in ernstern Dankesfeiern und im Wohltun, in stillem Gedenken derjenigen, die für eine gute und nationale Sache gefallen sind, den Jahrestag des Kriegsbeginner begehren und frohen Mutes das zweite Kriegsjahr antreten. Es bedarf für den Augenblick keines lauten Siegesjubels, keiner äußerlichen Ehrung, keines Gedenksteines. Ein Wort allein soll aussprechen, was wir jenen, die mitgestritten und mitgelitten, das heißt, der ganzen Nation schulden:

Der Dank des Vaterlandes!



## Die Friedensziele von 1815

Von Dr. Selma Stern



Es war am 7. Juli 1815, als die drei Monarchen von Rußland, Österreich und Preußen zum zweiten Male in kurzer Zeit ihren siegreichen Einzug in Paris hielten. Das Drama der hundert Tage war zu Ende gespielt. Der Löwe, der zwanzig Jahre lang Europa geschreckt, gedemütigt, gepeinigt hatte, war gefangen. Der Kampf zwischen den legitimen Mächten und dem kühnen Usurpator, zwischen Nationalismus und weltumspannendem Imperialismus war zugunsten des ersteren entschieden. In dem gigantischen Ringen waren die Grenzen der Staaten verwischt, waren Länder untergegangen und neue entstanden, waren Herrscher verzagt und auf den Thron alter, ehrwürdiger Dynastien mutige Schlachtenführer und Günstlinge gesetzt, war die Vergangenheit ausgelöscht, die Tradition verleugnet worden. Dies Chaos zu entwirren und auf den Trümmern des napoleonischen Reiches eine neue Welt zu bauen, war schon die Aufgabe des Wiener Kongresses gewesen. Aber die große Zeit war spurlos an den Ver-

tretern der europäischen Mächte vorübergegangen. Statt das Gute, das der Mann der Revolution geschaffen, einzufügen in das Reich des geschichtlich Gewordenen, hatte man in der Angst vor dieser Revolution wahllos alles vernichtet, was an sie erinnerte, hatte man die edelsten und feinsten Gefühle der Völker verletzt, indem man sinnlos Nationen und Stämme geteilt, wesensfremdes vereinigt und „in Bezug auf Ländergier und Willkür nicht hinter dem Erzfeind zurückgeblieben war.“ Alle kühnen Wünsche und Hoffnungen hatte so der Kongreß getäuscht. Dennoch war die alte Vertrauensseligkeit nicht geschwunden, und was in Wien nicht erreicht worden war, hoffte man mit der gleichen Zuversicht nun in Paris zu erhalten. Besonders Deutschland befand sich in einem Zustand tiefster Erregung. War es doch etwas anderes um den Frieden, der jetzt in Paris geschlossen werden sollte, als um alle früheren Friedensschlüsse, wie es etwas anderes um diesen Krieg gewesen war, als um alle Kriege bisher. Nicht die Kabinette hatten ihn entfesselt wie sonst, sondern ein lange Jahre niedergedrücktes, der Fremdherrschaft müdes, gedemütigtes, ausgezogenes Volk hatte, geläutert in der Schule des Leidens, entschlossen und mutig die Fesseln abgeworfen und sich allein durchgerungen zur freien Bestimmung seines Geschicks. Darum wurde jetzt dieser Friedensschluß als eine Sache empfunden, an der jeder Deutsche Anteil habe, darum zitterte in der Seele des Volkes ein tiefes, heiliges, zorniges, nationales Empfinden. Noch ist es anspruchlos und bescheiden, noch fehlt es den Forderungen an „der Klarheit der nationalen Ziele und an der Form, diese als Ausdruck des Volkswillens zur Geltung zu bringen.“ Aber doch welch ein Unterschied zwischen der Volksstimmung dieser Zeit und der von 1807! Damals hatte man noch gleichgültig zugehört, was der Tilsiter Friede an Demütigung und Schmach dem Preußenstaate auferlegte. Der Krieg war eben damals für das Volk nur eine Sache der Fürsten gewesen, die Bürger und Bauersmann nichts anging, wie die Soldaten nur das Heer des Königs waren, das bei Jena und Auerstedt unterlegen war.

Die kosmopolitische Stimmung des achtzehnten Jahrhunderts hatte damals noch überwogen. Das Humanitätsideal, das die Großen der klassischen Zeit geprägt, das Versenken in die Persönlichkeit, die Ausbildung und Vervollkommnung dieser Persönlichkeit zu einer eigenen, wunderbaren, feingegliederten Welt hatte den Blick weit weg über die Grenzen des engen Vaterlandes in das Unbegrenzte, Weite, rein Menschliche gezogen.

Der siebenjährige Krieg freilich hatte einst das Volk aufs tiefste erregt, hatte es stolz emporblicken lassen zu der leuchtenden Gestalt des großen Königs, der einsam und mutig das kleine Schiffelein seines Staates durch eine wildbewegte See gesteuert, furchtlos, ob auch überallher von dem Ufer die Kugeln bligten, die ihn zu durchbohren drohten. Aber es war hier doch mehr die Bewunderung für den einzigen großen Mann gewesen, die fortgerissen hatte, nicht ein tieferes nationales Gefühl. Wenn auch schon einzelne große Geister

wie Herder von einer „Autonomie der Nation“ träumten, „Deutsche zu sein auf eigenem Grund und Boden“, wenn wie bei Friedrich Karl Moser schon die Idee vom „deutschen Nationalgeist“ auftauchte, so waren diese Gedanken doch alle mehr Probleme, die den Verstand angenehm beschäftigten, nicht der mächtige Strom des Gefühls, der eine ganze Masse aufrüttelt in dem einzigen Bewußtsein der unbedingten Zusammengehörigkeit.

Erst das alles nivellierende, jede völkische Eigenart unterdrückende napoleonische Imperium hat dann das nationale Gewissen geweckt, hat jene romantische Stimmung erzeugt, die in liebevoller Versenkung in die Schätze der Vergangenheit das Individuelle der Einzelmölker entdeckte und endlich jene heilige Blut der Freiheitskriege entflamnte, die aus den kosmopolitisch gestimmten, von Freundschaft, Verbrüderung und Weltrepubliken träumenden Völkern die scharf abgegrenzten, selbstbewußten Nationen schuf.

War, was damals emporloderte, auch noch nicht unser heutiges Empfinden vom Staat, sah doch selbst ein Stein in jenen Jahren die politische Befreiung Deutschlands nicht als eine „rein deutsche Angelegenheit an, sondern als eine europäische, mit europäischer Hilfe durchzuführende“, schaute er auch noch nicht „den autonomen Nationalstaat, sondern den durch universale Prinzipien gebundenen“, so war doch jene Zeit die festliche Geburtsstunde des neuen Deutschen Reiches.

Der erste Pariser Friede freilich hatte die Erwartung des Volkes aufs schmählischste betrogen. Die Hoffnung, die man damals weithin gehegt, als Lohn für alle Opfer das Elsaß zu bekommen, war bitter getäuscht worden. Der Stimme der Nation gegenüber hatte die Diplomatie erklärt, man habe nur mit Napoleon, nicht mit den Franzosen Krieg geführt und müsse demgemäß das Land schonen. Ja, die Schonung war soweit gegangen, daß man Frankreich, statt es zu strafen für alles Leid, das es seit Jahren über die Völker gebracht, noch mehr Land zusprach, als es vor der Revolution besessen, neben Avoignon und Venaisin noch die deutsche Grafschaft Mömpelgard, die deutsche Festung Landau, die deutschen Städte Saarbrücken und Saarlouis. Daß es die Bibliotheken geplündert, die Museen beraubt, hatte man ihm großmütig verziehen und von diesen Schätzen nichts wieder zurückverlangt. Nur den Degen Friedrichs des Großen und die Siegesgöttin vom Brandenburger Tor, wie einige Pergamente der Kasseler Bibliothek hatten die Deutschen gerettet. Von einer Kontribution aber, von einer Bezahlung der Kriegskosten, um die Völker, die Hunderte von Millionen hatten hergeben müssen, die bis aufs Blut ausgezogen worden waren, zu entschädigen, war keine Rede. Man hatte es so den Franzosen gleichsam bestätigt, sie seien „ein Volk höherer Ordnung“, „man hatte sie in dem Wahn gelassen, sie besäßen ein natürliches Anrecht darauf, sich fremden Gutes ohne Ersatzpflicht bemächtigen zu dürfen“, und hatte auf diese Weise, „ihre das gewöhnliche Maß nationalen Stolzes weitüberbietende Selbstüberhebung“ unklug und unpolitisch noch gesteigert.

Vergebens hatte damals Berthes prophezeit, daß die Franzosen auch unter der weißen Kolarde sich gleich bleiben würden, vergebens hatte Ernst Moritz Arndt gewarnt: „Mit Bonaparte sterben die Franzosen noch nicht, mit seinem Übermut und Troß ist der französische Übermut und Troß noch nicht gebändigt, noch die Unruhe des gaukelischen Volkes eingeschläfert. Die Franzosen haben viel durch ihn gelitten, aber die Welt litt mehr durch die Franzosen als durch ihn, er hat ihrer BÜberei und Treulosigkeit, womit es sie immer nach den Ländern und Gütern ihrer Nachbarn gelüftete, die Krone aufgesetzt, sie werden auch nach ihm sein, die sie immer gewesen sind, und von dem vor ihm und mit ihm geraubten freiwillig auch nicht das geringste herausgeben wollen. Bonaparte wird fallen. Aber töricht ist die Meinung derer, welche glauben, daß die Franzosen nach seinem Fall ruhig werden, ja, daß sie, was sie nie waren, ein mäßiges und gerechtes Volk sein werden. Nein, sie werden bleiben, die sie sind.“

Doch hatten sich damals auch Deutsche gefunden, die politische Gründe und philosophische Theorien genug wußten, den schmählischen Frieden zu rechtfertigen, in dem Preußen, das die meisten Kämpfer gestellt und die größten Opfer gebracht, „den Großmütigen“ hatte spielen müssen, wollte es sich nicht „um die gnädige Beteiligung am Kongresse“ bringen.

Jetzt aber, da Arndts Prophezeiung sich so rasch erfüllt hatte, da selbst die verbündeten Mächte einzusehen begannen, daß allzu große Milde nicht immer große Klugheit sei, geht durch das ganze Volk das gleiche und tiefe Verlangen nach einem Frieden, der die Opfer lohne, der die dauernde Ruhe bringe, der vor allem dem Deutschen wiedergebe, was des Deutschen ist. Noch ist ja vieles unklar, noch überwiegt das heiße leidenschaftliche Gefühl die feinen Reflexionen des Verstandes, noch flutet wahllos alles hin und her, noch hat das Volk keinen Vertreter, der seine Wünsche und Hoffnungen der Regierung überbringen konnte. Aber doch, wie schön ist diese heilige Erregung der jungen Nation, die freudig und doch demütig ihre starke Kraft erkennt, und die jetzt durch die einzige Stimme, die sie besitzt — die Presse — ihre Entschlossenheit und ihren festen, einheitlichen Willen laut der ganzen Welt verkündet! Wiedergewinnung der deutschen Grenzlande, die seit Ludwig dem Vierzehnten verloren waren, Wiederherstellung der alten Reichsgrenze, Unterdrückung der französischen Machtbestrebungen und der unmäßigen Ausdehnung des Nachbarstaates, Zurückgabe der geraubten Silber und Manuskripte, das waren ungefähr die Forderungen, die die öffentliche Meinung damals stellte.

Schon am 31. Juli diskutierte die „Allgemeine Zeitung“, wenn auch noch mit Vorsicht und Zurückhaltung, wie man am besten dem französischen Übergewichte in Europa ein Ende bereiten könne. „Soviel ist wohl als gewiß anzunehmen“, bemerkte sie, „daß Frankreich diesmal nicht, wie im vorigen Jahr als ein freundschaftlicher Staat, sondern wie ein Befestiger, dem der Sieger Gesetze vorzuschreiben das Recht hat, behandelt werden wird, und es

läßt sich mit beinahe mehr als Wahrscheinlichkeit voraussetzen, daß Frankreich an seinen Grenzen mehrere Provinzen verlieren wird“.

Ebenso fordert die „Minerva“ in ihrem Augustheft, daß ein Staat, der widerrechtlich einen ruhigen durch seine Verfassung in Wohlstand sich befindenden benachbarten Staat angegriffen, sich eines Theils desselben bemächtigt, zu dem er gar kein Besitzrecht gehabt, durch Kontributionen und jahrelange Verpflegung raubsüchtiger Heere und habfüchtiger Anführer das Vermögen und den Erwerb auch des ärmsten Staatsbürgers in Anspruch genommen habe, daß dieser Staat den mit Waffengewalt sich zugeeigneten Teil des Landes im ehemaligen blühenden Zustande herausgeben, alle geforderten Kontributionen und Requisitionen mit Zinsen ersetzen, alle Kriegskosten erstatten und die Untertanen für alles, ihnen vom Unterdrücker zugefügte Leid, entschädigen müsse.

Ungezügelter und feuriger noch geht Görres vor, der schon seit langem, ein leidenschaftlicher Gegner Napoleons, in seiner Zeitschrift, „Der rheinische Merkur“, sich zum unerschrockenen Vorkämpfer und hinreißenden, kühnen Redner der deutschen Patrioten aufgeworfen hatte, in einer Zeit, da es noch gefährlich war, den Gewaltigen zu reizen. Er, der stolz von sich sagen konnte, er habe nie Napoleons Brot gegessen, noch aus seinem Becher getrunken, übt nun Kritik an der von Blücher bei seinem Einmarsch in Paris geforderten Kriegskontribution von hundert Millionen Franken und verlangt eine weniger glimpfliche Behandlung der französischen Metropole: „In der Hauptstadt sind alle Schätze der Welt geborgen, in ihr saßen die Marschälle und andere Sünder, hütend die Millionen, die sie allen Völkern abgepreßt, und die sie, immer mißtrauend dem Wechsel des Glücks, größtenteils in Varem aufgehäuft erhalten. Hier durfte nicht gezagt noch auch gezögert werden, nicht hundert Millionen mußten gefordert sein, nein fünfhundert mußten sie in kürzester Frist hingeben, sollte die Buße in einigem Verhältnis zu dem angerichteten Schaden stehen, und sie waren mit der rechten Miene gefordert, schneller aufgebracht, als die hundert, halb zweifelnd und verschämt abverlangt. Jetzt hat man die Forderung, schonend ihre Eitelkeit, bemäntelt, halb geleugnet, halb erlassen, in längeren Ausständen hinausgeschoben und alles ist für sie gewonnen, indem sie in langen Fristen und mit leichter Einbuße entrichten werden. Das flache Land, größtenteils arm und bettelhaft wird indessen wohl gedrückt und doch in harter, erbitternder Pressung wenig nur gewonnen, während die reichen Räuber wieder ihre Schätze sich gerettet sehen, oder höchstens einer oder der andere, im Ausland seinen Reichtum verprassend, den Völkern durch unwiderlegliches Beispiel die Lehre predigt, daß kein Handwerk mehr geehrt und geschont und geachtet ist als das des kühnen, unverschämten Gauners. Mag Ostpreußen dann seinem König den Schuldbrief von achtunddreißig Millionen Talern hinhalten, Schlesien und die Marken nicht geringere Verschreibungen, mag Sachsen in kümmerlichster Not und Armut sich verzehrend sein ganzes verlorenes Kapital, abermals sechsunddreißig Millionen, verklagen; mag Württemberg sich in Kummer und

Glend verzehren, mögen alle die Rheinlande zu beiden Seiten des Stromes am Rande der Verzweiflung stehen — gegen diesen Raubstaat ist keine Gerechtigkeit, denn ihnen gilt kein Recht als der Besitzstand und obgleich wir ihn durch ihre Schuld verloren und durch eigene Anstrengung ihn wieder verdient, so wird er uns dennoch nicht zugesprochen. Oesterreich hat sich nicht geschemt, dem verarmten Kirchenstaat sechs Millionen abzufordern, aber diese Räuberbande muß mit zartester Schonung behandelt werden; denn sie hat sich furchtbar zu machen gewußt, und was man der Gerechtigkeit nie gestatten will, gibt man willig den Ängsten hin.“

Den Vertretern der deutschen Mächte in Paris konnte diese Stimmung des Volkes unmöglich verborgen bleiben. Sie dachten auch nicht daran, diese mächtige Strömung zu unterdrücken. Denn was hier an nationalen Plänen und Wünschen geäußert wurde, floß wunderbar zusammen mit den eigenen Interessen der Fürsten und den nationalen Plänen und Wünschen ihrer Staatsmänner. Es waren die Mittelstaaten, besonders aber Preußen, die sich zu den eifrigsten Wortführern des deutschen Volkes aufwarfen, und die nun, in kühner, entschlossener Sprache, von den verbündeten Mächten zur Sicherung Deutschlands und der Niederlande eine Reihe von Festungen im französischen Südosten, in Artois, Flandern und Luxemburg, vor allem aber das Elsaß und Lothringen forderten. Mit Recht weist Bernhardi darauf hin, daß Preußen rein uneigennützig ohne jede Absicht diese Forderungen stellte. Welchen Gewinn hätte es auch selbst von diesem Länderzuwachs haben können? Was konnte ihm auch daran liegen, wenn die Festungen Flanderns und des Hennegau, die einst Ludwig der Bierzehnte erobert hatte, wieder den Niederländern zurückerstattet wurden? Oder wenn das Elsaß in den Besitz eines österreichischen Erzherzogs oder des Kronprinzen von Württemberg kam? Im Gegenteil, eine Steigerung der österreichischen Macht konnte ihm höchstens unbequem werden. Wenn es allenfalls Luxemburg erhalten konnte, so war dieser Gewinn doch recht zweifelhaft.

Wenn es dennoch so warm für die deutschen Interessen eintrat, so war es ein starkes Gefühl für die große, nationale Aufgabe, die in scharfen Umrissen schon damals von seinen weitschauenden Staatsmännern erkannt worden war.

Schon auf dem Marsche von Belle-Alliance nach Paris hatte Gneisenau mit Hardenberg über die Rückgabe des Elsaß verhandelt. In Paris hatte dann Wilhelm von Humboldt eine klare und erschöpfende Denkschrift entworfen, in welcher er eine feste Bürgschaft von Frankreich verlangte, daß es nicht von neuem die Ruhe Europas störe und dadurch die Mächte wiederum zwingen, zu den Waffen zu greifen. Die sicherste Bürgschaft aber scheint ihm die Schwächung Frankreichs und die Stärkung seiner Nachbarn zu sein. Diesen Nachbarn müsse man eine gesicherte Grenze verschaffen, indem man ihnen als Verteidigungsmittel die Festungen gebe, deren sich Frankreich, solange es sie besaß, als Angriffspunkte bedient habe.

Weiter noch geht Hardenberg. Am 4. August überreichte er den Verbündeten im Namen Preußens eine Erklärung, in der er die Forderungen aufgestellt hatte, die die Großmächte dem besiegten Frankreich vorlegen sollten. Kurz und bündig verlangt er darin Geld und Land! Denn wenn man nur Geld verlange, so sei keine Summe eine hinreichende Entschädigung, da es auch einem Volke, das mehr Selbstsucht als Vaterlandsliebe habe, weniger schwer falle, Provinzen abzutreten als Geld zu geben. Denn die Last einer Steuer falle auf jeden, die Abtretung einiger Departements dagegen nur auf das Ganze und die Regierung. An Festungen fordert er Dünkirchen, Lille, Valenciennes, Avesnes, Givet, Mezières, Thionville, Metz, Saarlouis, Saargemünd, Bitsch, Landau, Belfort, das Fort Lacluse, Briançon und das Elsaß.

In richtiger Einschätzung der französischen Volksseele erklärte ähnlich wie Hardenberg auch der General vom Knefsebeck: „Es sei ein gefährlicher Irrtum, zu glauben, man werde sich die Franzosen durch Großmut und Schonung geneigt machen, nie würden die Franzosen vergessen, daß sie unterjocht wurden. Man nehme daher, wozu man das Recht und die Pflicht hat. Preußen insbesondere, seine Minister und der König selbst müßten sich die schwersten Vorwürfe machen, versäumten sie die schwer erkaufte Gelegenheit, das Volk, welches so viel durch die Franzosen gelitten hat, auf deren Kosten zu erleichtern, eine Entschädigung für die Kriegszwecke zu erhalten, einen Ersatz für die unzähligen Auflagen und Erpressungen, womit die Franzosen das Volk ausgefogen hatten und die sich nach einer beigefügten Übersicht auf 1181 Millionen nachweisen ließen.“

Ähnliche Forderungen wie Preußen erhoben auch Bayern und Württemberg, der Kronprinz von Württemberg freilich mehr in dem Wunsch, das Elsaß für sich selber zu besitzen. Doch betonte er in einer Denkschrift an seinen Schwager Alexander von Rußland allgemein deutsche Interessen. Das linke Rheinufer sei es, so erklärte er darin, das, den Franzosen überlassen, früher oder später die Sicherheit Süddeutschlands, Badens, Württembergs, und der Niederlande und dadurch die Ruhe von Europa bedrohe.

Einen eifrigen Bundesgenossen fanden die Deutschen für ihre Pläne und Wünsche auch in dem neuen König der Niederlande und dessen Minister Hans von Gagern. „Soll man,“ so schrieb dieser, „um die Liebe, die Dankbarkeit der Franzosen zu gewinnen, was nie geschehen wird, ganz Deutschland unzufrieden machen, empören? Von einem Ende zum anderen wird ein Schrei der Entrüstung erschallen. Die deutschen Herrscher Franz und Friedrich Wilhelm werden nicht mit ganzer Ehre, Zurf und Ruhm in ihre Hauptstädte einziehen, sie werden vielleicht ihre Zukunft getrübt haben. Ihre Minister, und wären sie noch so tugendhaft und weise, werden sofort der Unfähigkeit und Bestechung angeklagt werden, und nichts sie von diesen Vorwürfen reinwaschen. Sagt man: Es gibt kein Deutschland? Es scheint mir, wir haben es schon bewiesen,

daß es eins gibt, ein Deutschland und Deutsche. Ein Deutschland, welches seine Art public spirit hat."

Was nützte aber diese ganze schöne Entschlossenheit und Einigkeit der deutschen Fürsten und ihres Volkes? In bitterer Erkenntnis mußten sie erfahren, daß man zwar ihre Hilfe im Krieg wie im Jahre vorher nicht wohl hätte entbehren können, daß man aber nach dem Siege durchaus nicht gewillt war, ihre Politik zu unterstützen. Man hatte in Paris einen Ministerrat gebildet, der die Friedensbedingungen besprechen sollte und in den jeder der vier Mächte drei Bevollmächtigte geschickt hatte, England Castlereagh, Wellington und Sir Charles Stuart, Rußland Capodistrias, Nesselrode, Pozzò di-Borgo, Preußen Hardenberg, Humboldt und Gneisenau, Österreich Metternich, Wessenberg und Schwarzenberg. Eine Einigung aber zu erzielen war schwer, da die Ansichten über die Friedensbedingungen und die Behandlung Frankreichs weit auseinandergingen.

Zar Alexander von Rußland, dieser ständig hin und her schwankende Monarch, bald liberal, bald pietistisch und mystisch religiös, bald von Reformen träumend, bald reaktionär, bald überschwenglich sentimental und weich, bald hart und grausam, war schon längst von seiner romantischen Freundschaft für Friedrich Wilhelm von Preußen abgekommen, wie von der Idee, der Beglückter und Beschützer Deutschlands zu sein und gefiel sich nun in der neuen Rolle, als edelmütiger, selbstloser Erlöser des armen, gedemütigten Frankreichs aufzutreten. Mystische Einflüsse, die in jener Zeit auf seine leicht erregbare Seele einwirkten, wie die Prophezeiungen der bekannten schönen Frau von Krüdener, die aus einer umschwärmten Weltlady eine demütig berechnende Büßerin geworden war, und die Lehren des Münchener Philosophen Franz von Baader, der von einer neuen und innigeren Vereinigung der Religion und Politik, von einer Verbrüderung aller Souveräne auf den Grundlagen der Liebe, Freundschaft und der christlichen Religion träumte, trugen dazu bei, ihn den französischen Wünschen gegenüber allzu nachgiebig zu machen. Bernhardi weist nach, daß die französische Regierung damals alles daran setzte, durch Frau von Krüdener und deren Freundin, Frau von Lezay-Marnesia, „die in ihrer Freundschaft mit Frau von Krüdener (Juliane von Krüdener stammte aus den russischen Ostseeprovinzen) das Bündnis zwischen Frankreich und Rußland, das die Vorsetzung als Weg und Mittel zur Herstellung der Religion wolle, gleichsam vorbedeutet sah,“ Alexander in ihrem Interesse zu beeinflussen. Sie habe alle Mittel und Wege angewandt, „um die Stimme Gottes durch den Mund dieser erleuchteten Frauen sprechen zu lassen, und diese Stimme ermahnte natürlich zur christlichen Demut im Siege, zur Großmut, zur Wahrung der heiligsten Interessen der Menschheit gegen Rachedurst und wilde unchristliche Leidenschaft.“

Aber neben diesen mystischen waren es weit mehr weltliche und rein politische Erwägungen, die den Kaiser leiteten. Es war Capodistrias, der

geistreiche gewandte Grieche, der in der Meinung, zur Durchführung der großartigen russischen Pläne im Orient die Hilfe Frankreichs nicht entbehren zu können, eifrig diese Schonungspolitik vertrat, um der Gunst Frankreichs stets gewiß zu bleiben. Dazu kam noch ein zweites, echt russisches Motiv. Alexander fürchtete ein Erstarken Deutschlands, fürchtete eine Ausdehnung Deutschlands nach dem Osten, wenn man Frankreich schwäche und es ohnmächtig werden ließ. Es war im russischen Interesse, daß „die Rivalität zwischen Deutschland und Frankreich nie aufhörte, daß Frankreich stark genug blieb, um Deutschland zu beschäftigen und den größten Teil seiner militärischen Kräfte binden zu können.“

In diesem Sinne erklärte Capodistrias dem Freiherrn von Stein, Rußland habe kein Interesse, Frankreich zu vernichten und dadurch andere Mächte in die Lage zu setzen, ihre ganze Aufmerksamkeit und Kräfte gegen Rußland zu richten. Deshalb dürfe Rußland nie zulassen, daß Frankreich viel entrissen werde.“

Noch größere Schwierigkeiten aber als Rußland setzte England den deutschen Wünschen entgegen. Es ist ja bekannt, wie Wellington gleich nach der Schlacht von Waterloo, als die Hilfe der Preußen ihm nicht mehr unentbehrlich dünkte, rücksichtslos und ohne sich mit den Verbündeten zu beraten, alle wichtigen Fragen allein entschieden hatte. Wie er nach der Schlacht als der eigentliche Sieger sich dokumentiert und alles getan hatte, den Anteil der Preußen zu verkleinern, (ließ er doch sämtliche Gefangene nach England transportieren, obwohl mindestens zwei Drittel von ihnen auf Preußen fielen) so war er auch als der alleinige Schirmherr der Bourbonen aufgetreten, die er unter feierlichem Glockenläuten in ihr Land zurückgeführt hatte. Ebenso hatte er Wert darauf gelegt, daß seine Soldaten überall die französische Bevölkerung als Freunde und Verbündete behandelten, ganz im Gegensatz zu Blücher, der im richtigen Gefühl, in Feindesland zu stehen, Requisitionen ausgeschrieben, und, wenn auch maßvoll, so doch wuchtig, als der Sieger und Eroberer sich gezeigt hatte. „Es war ja nicht Napoleon allein gewesen, der sie sieben Jahre in Ketten gelegt, beraubt und verhöhnt hatte, jeder einzelne Franzose hatte mit Lust und im Bewußtsein eines Eroberers an dem von seinem geliebten Kaiser eingeleiteten Verfahren teilgenommen.“ Aber überall hatte Wellington den deutschen Feldherrn an der Ausführung seiner Maßnahmen zu hindern gesucht. Er hatte Einspruch erhoben, als Blücher der Stadt Paris eine Kriegskontribution von hundert Millionen Franken auferlegen wollte, er hatte die Sprengung der Brücke von Jena verhindert und sich, diesmal freilich vergeblich, der Einquartierung der deutschen Truppen in Paris widersetzt. Er war sogar so weit gegangen, zu erklären, die großen Erfolge der Verbündeten und seine eigenen wären nur deshalb möglich gewesen, weil die Franzosen im allgemeinen ihre Sache unterstützt hätten.

Natürlich war es nicht tiefender Edelmut, der Wellington, ein Schüler der indischen Politik, dazu trieb, die Sache Frankreichs so warm zu vertreten.

Er, wie Castlereagh, der sich dabei noch der Ungunst des englischen Königs aussetzte, da dieser die deutschen Pläne begünstigte, hofften durch diesen Schritt dauernd die französische Regierung in ihrem Sinne beherrschen zu können. Dazu kam, daß sie einen allzu großen Einfluß Rußlands auf Frankreich fürchteten, und, um diesem die Wage zu halten, noch edelmütiger, noch großmütiger gegen das Land verfahren wollten. Zudem hatten die napoleonischen Kriege England Größeres gegeben, als es je erhofft hatte. Seine Welt- und Seeherrschaft hatten sie fest und großartig begründet. Es hatte nichts mehr zu wünschen und zu verlangen. Sein Ehrgeiz war befriedigt. Daß die Deutschen bei der Verteilung der Welt wieder einmal zu kurz gekommen waren, war ihre Sache! Mochten sie sich mit ihren Dichtern und Philosophen trösten — Ideologen, die sie nun doch einmal waren!

Aber auch Österreich, damals von Metternichs kurzfristiger Politik geleitet, nahm sich der deutschen Sache herzlich wenig an. Das Elsaß hätte allerdings Interesse für es gehabt, man hätte es zu einer neuen Sekundogenitur einrichten können, allenfalls bedeutete es auch ein wichtiges Tauschobjekt für andere Gebietserwerbungen. Aber mit dem Erzherzog Karl, dem Elsaß-Lothringen zufallen sollte, stand Kaiser Franz seit langem auf gespanntem Fuß und dachte wohl nicht daran, sich für ihn zu verwenden. Im übrigen scheint österreichischerseits die Furcht vor der nationalen Strömung in Deutschland und vor dem Gedanken, Preußen könne sich zum Vorkämpfer dieser Richtung machen, größer gewesen zu sein, als der Wunsch nach Erweiterung seines Gebietes. Jedenfalls verlangte Metternich in einer Denkschrift, in der er erklärte, man habe nicht erobern, sondern nur „den bewaffneten Jakobinismus“ bekämpfen wollen, nur die Verwandlung der offensiven Stellung Frankreichs in eine rein defensiv und die Zurückgabe derjenigen Festungen, die „Frankreichs Angriffen auf die Grenzlande zu Stützpunkten dienen“ — für Deutschland Landau und für die Niederlande einige feste Plätze an der belgischen Grenze; Straßburg dagegen und einige andere Festungen sollten geschleift werden.

So von allen im Stich gelassen mußte Preußen eine Forderung nach der anderen schweren Herzens fallen lassen. Was nützen jetzt noch die beweglichsten Denkschriften Hardenbergs an den Prinzregenten von England, die scharfsinnigsten Briefe und Argumentationen Gagerns an Alexander, die Unterredungen Steins mit seinem früheren Vertrauten, die Bitten Friedrich Wilhelms an seinen ehemaligen Freund? Ihnen allen setzte Alexander immer wieder entgegen, er wünsche keine Verkleinerung Frankreichs, um dem Ansehen Ludwig des Achtzehnten nicht zu schaden, während die englische Regierung erklärte, sie werde, falls es durch die Ansprüche der deutschen Mächte zu einem neuen Krieg mit Frankreich kommen sollte, an diesem Kampfe nicht mehr teilnehmen.

„Preußen“, so schrieb Hardenberg damals an den Regierungsrat Butte, der in einer Schrift ‚Die unerläßlichen Bedingungen des Friedens mit Frankreich‘ das Elsaß, Lothringen, Metz, Toul und Verdun gefordert hatte, „Preußen ist

ohne Schuld. Es stand allein und konnte, erschöpft an Menschen und Mitteln, die Sache nicht gegen ganz Europa durchsetzen. Es mußte der höheren Rücksicht der Einigkeit mit seinen Verbündeten, der Ruhe seiner Völker, sei sie auch weniger dauernd, die bessere Überzeugung aufopfern.“

So kam nach vielem Hin und Her endlich am 20. November 1815 der zweite Pariser Friede zustande, in dem von allen Forderungen und Wünschen der deutschen Mächte und des deutschen Volkes wenig mehr zu merken ist. Nur daß Preußen Saarlouis und Saarbrücken erhielt, daß von den verlangten Festungen das Festungsviereck zwischen Maubeuge und Givet an Belgien abgetreten wurde und das viel umstrittene Landau an die Rheinpfalz kam. Freilich ein wenig strenger als 1814 wurde Frankreich schon behandelt, wenn man auch dem verzogenen Schoßkind nicht allzu wehe tat. Es mußte den französisch gewordenen Teil von Savoyen an Piemont wieder geben, sich auf fünf Jahre die Besatzung von 150 000 Mann gefallen lassen und eine Kriegssentschädigung von 700 Millionen Franken zahlen.

Auch in der Museumsfrage hatte es sich wohl oder übel fügen müssen, das heißt Blücher hatte gleich bei seinem Einzug in Paris, ohne zu warten, was die Diplomatie bestimmte, im gesunden Soldatengefühl den Franzosen einfach genommen, was sie einst an Kunstwerken den Deutschen geraubt hatten, ohne sich um die Drohungen, Schmähbriefe, Beleidigungen und Menschenansammlungen der Pariser zu kümmern, die plötzlich „ihr eigenes Kriegerecht unerträglich fanden, als es auf sie selbst angewendet wurde.“ Blüchers ruhiges und energisches Vorgehen hatte Nachahmung gefunden, auch die anderen Mächte nahmen wieder, was von Rechts wegen ihnen gehörte: „Der Apoll kehrte ins Belvedere, die Venus in das Haus der Medici, der Löwe nach Venedig, das Biergespann auf die Markuskirche zurück; die Archive des Vatikans, Turins, Spaniens, Hollands, die Tausende kostbarer Handschriften der deutschen, niederländischen, italienischen Bibliotheken wanderten in ihre Heimat; und der lebhaften Verwendung der preußischen Staatsmänner, besonders Humboldts und Eichhorns, verdankte es Deutschland, daß ein kostbarer Teil der pfälzischen Bibliothek, welche durch Tilly und Maximilian von Bayern nach Rom gekommen war, der Universität Heidelberg zurückgegeben wurde.“

Aber was bedeutete dies alles gegenüber den heißen Wünschen und Träumen der deutschen Patrioten? Was bedeutete diesen gegenüber die „Heilige Allianz“, die Alexander in einer mystisch-romantischen Stunde mit den verbündeten Monarchen schloß, um aus den Völkern Europas eine einzige, große in Liebe und Frömmigkeit geeinte Familie zu machen?

Das einzige, was Deutschland aus diesen Verhandlungen und Demütigungen rettete war, wie Perz sagt, „die teuer erkaufte Lehre, daß keine der großen europäischen Mächte aufrichtig sein Heil, seine Sicherheit und Kraft wünschte, daß jede derselben unter allen Umständen bereit ist, mit deutschem Blut und deutschen Waffen ihre Kriege zu führen, daß deutsche Mächte, die großen wie

die Kleinen, in der Stunde der Not gesucht und gefeiert und mit den kühnsten Versprechungen zur Hingebung ermuntert werden, daß aber, sowie deutsche Heere den Sieg errungen haben und der gemeinschaftliche Feind niedergeworfen ist, keine deutsche Macht, weder große noch kleine, auf gerechte Entschädigung und auf die notwendigen Bedingungen der Unabhängigkeit rechnen darf, sondern erwarten muß, daß die anderen Mächte sich über Deutschlands Verluste die Hände reichen. Deutschland darf keine Hoffnung so wenig auf England als auf Rußland oder Frankreich setzen, es darf auf niemand rechnen als auf sich selbst; erst wenn kein Deutscher mehr sich zu des Fremden Schuldknappen erniedrigen mag, wenn vor dem Nationalgefühl alle kleinen Leidenschaften, alle untergeordneten Rücksichten verstummen, wenn infolge einträchtiger Gesinnung ein starker Wille Deutschlands Geschicke lenkt, wird Deutschland wieder, wie in seiner früheren Zeit, kräftig, stolz und gefürchtet in Europa stehen“.

Was Perz gewünscht, ist heute wunderbarste Erfüllung geworden. Denn der Funke, der damals emporflammte zu einem hellen, leuchtenden Schein, er konnte nicht mehr erstickt werden trotz Zensur und Knebelung und Reaktion, trotz aller Kongresse, die der großartigen Erhebung folgten. Er glühte weiter unter der Asche, um von neuem mächtig emporzuschlagen in den Tagen der deutschen Revolution, um die läuternde Flamme des großen Einigungskrieges zu werden und um heute das heilig glühende Feuer zu sein, das unseren Siegern die Wucht, unseren Feinden die Angst, uns selbst aber den frohen Glauben an die Zukunft der Nation, der deutschen Nation und des großen, schöpferischen, autonomen Machtstaates verleiht.

